

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 8 (1898)
Heft: 2

Artikel: Die Schule in Bonnal, oder: einige Hauptgedanken über Erziehung aus dem 3. und 4. Teil von "Lienhard und Gertrud"
Autor: Martig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schule in Bonnal,

oder:

Einige Hauptgedanken über Erziehung aus dem 3. und 4. Teil von „Lienhard und Gertrud“.

Nach einem Vortrag von Seminardirektor Martig in Hofwil.

„Schon wieder Pestalozzi? Wir haben ihn ja erst gefeiert!“ denken wohl manche, wenn man jetzt mit einer Arbeit über Pestalozzi kommt. Ich antworte: Eben die Feier zu Pestalozzis Andenken soll uns Lehrer veranlassen, tiefer in seine Schriften und in seinen Geist einzudringen. An der Feier selbst musste man sich an das schon Bekannte halten; das Studium der Werke Pestalozzis ist nicht Sache einer Festrede, sondern einer ernsten Arbeit. Aber man möchte einwenden, das Buch „Lienhard und Gertrud“ sei doch allbekannt. Ja, die zwei ersten Teile wohl; aber von den zwei letzten gilt dies nicht. Sie sind auch nicht volkstümlich geschrieben, wie die zwei ersten, sondern teilweise mühsam zu lesen, und dies hält viele vom Studium derselben ab. Aber für den Lehrer enthalten sie doch viele fruchtbare Gedanken und sind des ernsten Studiums wohl wert. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Gedanken über Erziehung und Schule. Bekanntlich befasst sich diese Schrift nicht etwa nur mit dem Erziehungs- und Schulwesen, sondern mit der Verbesserung aller bürgerlichen Verhältnisse, des gewerblichen, politischen und geselligen Lebens in seinen verschiedensten Richtungen. Wir werden uns hier aber auf das den Lehrer besonders interessierende Gebiet der Erziehung und der Schule beschränken. Was die Erziehung in der Familie betrifft, so ist diese schon aus der herrlichen Schilderung der häuslichen Erziehung in der Wohnstube der Gertrud im ersten Teile dieses Werkes bekannt. Daher berücksichtige ich sie hier nur insoweit, als sie zur Schule in Beziehung steht. Die Gedanken über die richtige Schulerziehung konzentriren sich um die Schule in Bonnal. Daher versuche ich, von dieser Schule ein Bild zu entwerfen und will dies so viel als möglich mit den Worten Pestalozzis selbst tun. Dabei halte ich mich vorzüglich an die Cotta'sche Ausgabe der Werke Pestalozzis vom Jahre 1819. Der Kenner von Pestalozzis Werken weiss, dass gerade der dritte und vierte Teil von

„Lienhard und Gertrud“ in dieser Ausgabe sehr von der ersten, in den Jahren 1781—1787 erschienenen Ausgabe abweicht. Ich halte mich an die Ausgabe von 1819, weil Pestalozzi sich ja selbst erst in Stans, Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten Klarheit über die Schulführung verschaffte und erst hierauf gestützt, um mich so auszudrücken, seine Pädagogik ausarbeitete.¹⁾

1. Zuerst fragen wir uns: Was führte zur Gründung oder zur gänzlichen Umgestaltung der Schule zu Bonnal? Schon im zweiten Teile unseres Werkes hatte Pestalozzi gezeigt, dass nicht etwa alles Unheil im Volke von den Untervögten oder dergleichen Unterbeamten komme, wie manche nach dem Erscheinen des ersten Teils annahmen, sondern dass an dem Verderben teils die schlechte Obrigkeit, teils der schlechte Sittenzustand im Volke selbst schuld sei. Der letztere aber hatte seine Ursache wesentlich in einer schlechten Erziehung. In der Predigt am Schlusse des zweiten Teils, in welcher der Pfarrer von Bonnal die Lebensgeschichte des Vogtes Hummel besprach, wird gezeigt, wie der Untervogt nur deshalb einen so verderblichen Einfluss ausüben konnte, weil er eine schlechte Erziehung erhielt, unter einer schlechten Obrigkeit lebte und von schlechten Leuten umgeben und unterstützt wurde. Daher sagte der brave Bauer Renold nach dieser Predigt: „Wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieser Lebensbeschreibung lernen kann, so hätten die Lumpen- und Schelmenstreiche, die in unserm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiss nicht begegnen können, und der Vogt wäre bei aller seiner Schlechtheit und bei aller seiner Schlaueit denn doch nicht im stande gewesen, das zu tun, was er getan.“ In ähnlichem Sinne sagte der Baumwollenfabrikant Meyer, kurzweg der Baumwollenmeyer genannt, zum Junker, als dieser mit ihm über die Verbesserung der Zustände Bonnals sprach: „Alles, was Sie tun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht im stand sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung getan wird. Es ist nicht genug, recht tun zu wollen, man muss es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen, und die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen.“ Demnach soll die neue Schule in

¹⁾ Die kritische Frage, wie weit wir hier etwa Niederers Ansichten vor uns haben, lassen wir ganz bei Seite. Für uns enthalten Pestalozzis Werke die „Pestalozzische Pädagogik“, ob auch manches davon nicht vom Meister, sondern vom Schüler stammt.

Bonnal dazu dienen, eine gründliche Besserung in den äussern und den sittlichen Zuständen der Bevölkerung herbeizuführen.

2. Daher soll sie auch auf ganz andern Grundsätzen beruhen, als die bisherige. Diese werden schon in dem ersten auf diese Fragen eingehenden Gespräche zwischen dem Junker, dem Pfarrer, dem Lieutenant Glülphi und dem Baumwollenmeyer dargelegt. Meyer drückt sich so über die Schulen aus: „So viel ist gewiss, dass unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben stattfindet und not tut, in der engsten Übereinstimmung stehen sollten, dass sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kindes im höchsten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und mit diesem allem stehen sie doch gewiss in einem starken Widerspruch.“ Glülphi führte diesen Gedanken weiter aus und erklärte, der bisherige Schulunterricht befinde sich „im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unseres Geschlechts, vermöge dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang an Seele und Leib, mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet sein soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerspruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegenteil in Übereinstimmung mit demselben gebracht werden soll, muss darum auch die Mittel dazu in Übungen suchen, die, indem sie das Herz, den Geist und die Hand des Kindes zugleich ergreifen, geeignet seien, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezweckt, gemeinsam zu erzielen und dem Kind durch das Leben selber habituell und gleichsam zur andern Natur zu machen..... Ferner äussert er sich dahin, alle Unterrichtsübungen, die in einem entgegengesetzten Sinne auf die Menschennatur wirken, seien „wesentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem sie das, was Gott innig vereinigt, gewaltsam trennen und zur Herzlosigkeit in Geistesübungen, zur Geisteslosigkeit in Herzensübungen, sowie zur Seelenlosigkeit in den Anstrengungen der physischen Kräfte hinführen und dadurch in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht die tierische Abrihtung unserer Natur einseitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Wesen der wahren, menschlichen Bildung in allen drei Rücksichten tötlich entgegenwirken.“

„Aber wie eine Schule einrichten, die, also aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unserer Natur

bildend einwirken würde?“ Das war jetzt die Frage, welche die vier Männer lebhaft in Anspruch nahm. Da wies der Baumwollenmeyer auf Gertrud hin. Bei dieser könne man das Bild und Vorbild einer wahren Erziehung sehen. „Ihre Kinder,“ sagt er, „sind lebendig, froh, heiter, tätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, gradsinzig und liebevoll. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wisst Ihr selber, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen das, was es sein soll und sein kann.“ Aber wie Gertrud es dahin bringe, das könnte er ihnen nicht sagen; sie müssen selbst zu ihr gehen und es mit eigenen Augen sehen. Nun verabredeten die Männer, am folgenden Tage in der Wohnstube der Gertrud einen Besuch zu machen, um das Geheimnis der wahren Erziehung kennen zu lernen.

Es war noch frühe, als sie zu Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnte gar nicht, dass ein Fremder, geschweige so drei Herren, zu ihr in die Stube kommen. Sie entschuldigte sich, weil der Tisch noch nicht abgeräumt war. Die Herren aber beruhigten sie und baten sie, nur ganz in ihrer gewohnten Ordnung zu verfahren. Flink halfen die Kinder der Mutter beim Abräumen und Abwaschen. Sobald sie das getan hatten, setzte sich jedes von ihnen ohne Säumnis an seinen Arbeitsplatz zum Spinnen von Baumwolle. Die Herren setzten sich in eine Ecke und verhielten sich ganz still. Gertrud aber tat nun völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. „Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit setzten, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Dann las ihnen Gertrud ein Kapitel aus der Bibel vor, und die Kinder mussten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie dieselben auswendig konnten. Ihr ältestes Mädchen machte in dieser Frühstunde in der Nebenkammer bei der offenen Stubentüre die Betten der Kinder schnell und sorgfältig zurecht, und die Herren bemerkten von ihrem Platze aus, dass es das, was die Kinder laut vorsagten, bei sich selber während dem Betten still nachsprach und die Stubentüre gegen die Kammer um deswillen offen gelassen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und sagte dann mit den andern Kindern die Bibelsprüche nach, die die Mutter ihnen vorsprach, indem es sein Kraut zum Mittagessen reinigte. Die andern Kinder aber fuhrten unterdessen ununterbrochen mit ihren Arbeiten am Spinnrad oder

sonst fort. Sobald Gertrud sah, dass einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, stand sie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte, und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinsten, die noch nicht spinnen konnten, sassen um sie herum, zerteilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um sie zum Karten vorzubereiten, und lasen das Unreine und die Bollen aus derselben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung setzte. Gertrud besass in einem hohen Grade die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen, die so vom Leichtern zum Schwereren fortschreiten, dass nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem sie dem Kind zugemutet ward, angemessen, sondern noch dazu einerseits geeignet war, dasselbe auch in diesem Alter anzusprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, andererseits aber dasselbe zu der zunächst auf diese Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten.....“

„So sehr sie sich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfähigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, so wenig übereilte sie sich, sie frühe lesen und schreiben, wohl aber, sie frühe recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meinte, das Reden sei das erste, das man sie lehren müsse, und sprach in aller Unschuld und Einfalt ihrer Baumwollenstube das weitführende Wort aus: „Was nützt es dem Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens, das natürliche Reden muss ihm also vorangehen.“ Daher liess sie die Kinder aus einem alten ABC-Buch vorgesprochene Silbenreihen aussprechen, eine Übung, zu welcher wir jetzt wohl ein grosses Fragezeichen setzen. Übrigens war der Gertrud dieses Sprechenlehren „nur eine Art Nebensache, die sich mehr durch sich selber als durch das Lernen ergeben sollte.“ Das Leben selber war eigentlich das, worauf ihre Lehre ausging. Mit Worten unterrichtete sie wenig. Sie führte nie die Sprache des Unterrichts; sie sagte ihren Kindern nie: „Kind, das ist dein Kopf, das ist deine Nase, das ist deine Hand, das ist dein Finger u. s. w., auch nicht: wo hast du dein Auge? wo hast du dein Ohr? wo hast du dein Haar?“ Im Gegenteil, sie führte die Sprache der Besorgung, die Sprache der besorgenden Mutter, und sagte, vom Bedürfnis des Kindes angeregt: „Komm, Kind, ich will dir dein Händchen waschen, ich will dir dein Haar kämmen, ich will dir die Nägel an deinen Fingern abschneiden; reinige doch deine Nase, trage den Kopf nicht krumm“ u. s. w. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geschwätzwerk, das in diesem Augenblick dem Bedürfnis

des Kindes fremd war. Der Wortunterricht verschwand gleichsam in dem Geist und Leben ihres wirklichen Tuns, aus dem der Unterricht immer hervorging, und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den sie ihrem Kinde gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand tätig zu allem, was not tat und frommte. Ihr ganzes Leben wirkte belebend auf die Kinder ein. Ihre Kunst war ihr Leben, und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Die Kinder besitzen nur wenige Kenntnisse. Aber was sie wissen, wissen sie nicht bloss halb, sondern so vollkommen, dass sie es auch klar aussprechen und wohl anwenden können. Gertrud sprach es bestimmt aus: „Nur das Vollendete ist brauchbar, nur das Vollendete führt weiter.“ Auch das Rechnen verband sie mit der Wirklichkeit des Lebens, liess die Scheiben am Fenster und die Umgänge am Haspel zählen und lehrte die Kinder auch das Messen. Sie machte sie auch auf die Erscheinungen in der Natur, wie sie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stalle, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielseitigste Weise aufmerksam, und zwar nicht als Unterricht, sondern als Teilnahme an diesen Erscheinungen, wie sie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfnissen ihres Lebens selber ihnen vorlagen.“ Was die ältern Kinder schon wussten, das zeigten sie den jüngern und eigneten es sich dadurch selbst noch gründlicher an. Pestalozzi fasst die hier besprochene Unterrichtsweise in die Kapitelüberschrift zusammen: „Nicht Kunst, nicht Buch, das Leben selber ist das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.“ Daran schliesst sich gleich der folgende Grundsatz: „So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts ist, so ist Glauben und Liebe, Freiheit und Freude das Fundament des Lebens selber.“ Die Erziehungstätigkeit der Gertrud ging aus Glauben und Liebe hervor und weckte daher auch in den Kindern Vertrauen und Liebe, so dass sie nichts gezwungen und unwillig, sondern alles mit freiem, freudigem Willen taten.

Die drei Herren, welche das Tun der Gertrud mehr als einen Tag beobachteten, erkannten einstimmig, auch die Schule müsse nach den gleichen Grundsätzen geführt werden, aller Unterricht sich an das häusliche Leben anschliessen und in einfachster, aber psychologisch wohl-begründeter Weise das in der Wohnstube begonnene Werk fortführen.

Wie hier die Erziehungsgrundsätze an der Erziehungstätigkeit der Gertrud anschaulich dargestellt werden, so fasste sie Glülphi später, als er schon einige Zeit Schule gehalten hatte, in bestimmte Sätze zusammen,

von welchen die wichtigsten gleich hier angefügt werden mögen: „Der Zweck der Erziehung,“ sagte er, „kann kein anderer sein, als durch die Erziehung dahin zu wirken, dass die Kinder der Menschen gottesfürchtig, fromm, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, tätig, geschickt und zu jeder hiefür nötigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.“ „Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genügende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unserer Natur wesentlich notwendig.“ Alle diese Kräfte entfalten sich durch eine in der Natur des Menschen liegende „Strebkraft“, müssen also von innen heraus entwickelt werden. Die drei genannten Grundkräfte: Herz, Geist und physische Kraft, stehen aber nicht etwa in Widerspruch miteinander; im Gegenteil, sie vereinigen sich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zusammen treffen zu einem gemeinsamen Ziel.“ Die Erziehung aber muss sich den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur diese Kräfte selber entfaltet, und dem heiligen Band, das diese Gesetze untereinander verbindet, unbedingt unterwerfen.“ Eine Übereinstimmung der drei Grundkräfte ist aber nur „durch die Unterordnung der Ansprüche unserer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unseres Geschlechtes zu erzielen.“ Auf diese Weise wird der Mensch aus der tierischen Sinnlichkeit und Selbstsucht zu wahrer Menschlichkeit erhoben.

3. Doch es ist hohe Zeit, weiter zu gehen und nun zu sehen, wie diese Grundsätze in der Schule zu Bonnal verwirklicht wurden, und da dies wesentlich von der Lehrerschaft abhängt, so sei zunächst von dieser die Rede! Der eigentliche Schulmeister ist der schon genannte Lieutenant Glülphi, aus vornehmem Geschlechte stammend, Arners Vertrauter und Gehülfe, ein Mann von edlem Herzen, hochbegabtem Geiste, umfassender Bildung und reicher Lebenserfahrung. Von dem, was er in der Wohnstube der Gertrud sah und für das Volk als notwendig erkannte, wurde er so begeistert, dass er ausrief: „Ich will Schulmeister werden!“ und diesen Entschluss auch gleich ins Werk setzte. Der unbrauchbare alte Schulmeister von Bonnal wird mit seinem vollen Gehalte in Ruhestand versetzt und Glülphi feierlich in sein Amt eingeführt.

Seine „Berufsbildung“ als Lehrer sucht er in der Wohnstube der Gertrud. Zu diesem Zwecke besuchte er sie häufig und besprach sich

über die Schulführung eingehend mit ihr. Ja, er bat sie, ihm anfangs in der Schule beizustehen und insbesondere auch die Verbindung des Unterrichts mit der Handarbeit zu leiten. Gertrud gehört also auch zur Lehrerschaft, und da sie nicht Zeit hat, länger in der Schule zu verweilen, tritt Margret, ebenfalls eine ausgezeichnete Lehrkraft, als Arbeitslehrerin ein, und in der ersten Zeit wirkte auch das Baumwollenmareili, welches die Kinder des Dorfes am besten kannte und mit ihnen umzugehen wusste, in der Schulführung mit — gewiss ein recht ungewöhnliches Kollegium.

4. Auch eine Schulbehörde bildete sich in Bonnal. Der Junker, der Pfarrer, Glülphi, der Baumwollenmeyer, Gertrud, die resolute Renoldin und das Baumwollenmareili, die Frau Pfarrer und die Frau Arners versammelten sich jeden Sonntag im Pfarrhause, um zu beraten, was sie zum Wohle der Gemeindegossen in den Familien und in der Schule tun können. In dieser Sonntagsgesellschaft wurden auch die Schulangelegenheiten in der ungezwungensten und allseitigsten Weise besprochen.

5. Welches waren nun die Lehrgegenstände der Schule? Sie werden nirgends in der Weise aufgezählt, wie es etwa in unsern Schulgesetzen und Unterrichtsplänen geschieht, sondern man lernt sie nur aus der Schulführung selbst kennen. Schon die Lehrmittel, welche der Junker für die Schule sandte, weisen auf einen Hauptzweig des zu erteilenden Unterrichts hin. Diese „Lehrmittel“ waren: Drehstuhl, Hobelbank, eine kleine Schmiede, ein Ambos, Nähkissen, Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen, um den Wortunterricht mit Handarbeit an allen diesen Arbeitsgeräten zu verbinden. Die Arbeitsamkeit, die physische Tätigkeit betrachtete Glülphi als „das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unserer Kräfte zu einer einzigen gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit,“ weil sie Verstand und Herz bilde, das Schweifen der Sinne verhüte, der Einbildungskraft die Tore ihrer Verirrungen zuschliesse, der Geschwätzigkeit wehre und den Pflichtsinn stärke. Pestalozzi erklärt aber, er wolle nicht erzählen, wie Glülphi alle diese Arbeiten in der Schule gemacht habe. Dass er es auf die beste Weise zu tun gesucht, verstehe sich von selbst. Zunächst begann Glülphi mit dem, was die Kinder in der „alten Schule“ gelernt hatten, d. h. er liess sie lesen und aufsagen. Da zeigten sich die traurigsten Resultate. Die Kinder leierten die auswendig gelernten Gebete, Bibelsprüche und Fragen ganz sinnlos und gefühllos herunter, liessen, ohne es zu bemerken, ganze Stücke aus, verwechselten die Worte, sprachen undeutlich und wussten auf keine Frage über den Sinn des

Aufgesagten eine richtige Antwort zu geben. „Nirgends fand Glülphi auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verstehen oder zu fühlen, was sie auswendig sagten.“ Beinahe nur die Kinder der Gertrud machten hievon eine Ausnahme. Beim Lesen zeigte sich das Nämliche. Glülphi liess nun die Kinder das, was sie in der Schriftsprache gelesen hatten, in ihrer „Hausssprache“ sagen und brachte es bald dahin, dass sie den Inhalt des Gelesenen in ihrer Sprache (Mundart) ausdrücken konnten. „Man kann,“ heisst es hierüber, „sich fast nicht vorstellen, wie sehr das neue Gefühl, dieses zu können, einige Kinder freute.“ Aber dieses war dem Schulmeister von Bonnal noch bei weitem nicht die Hauptsache, sondern vielmehr, dass die Kinder das Gelernte auch anwenden, bis es ihnen „zur andern Natur“ geworden. Denn nach seinem Grundsatz ist alles Reden eines Menschen, „welches im Erfahrungsgang seines Lebens nicht einen belebten Hintergrund hat, ein elendes Geschwätzwerk und eine armselige Maulbraucherei.“ Er wies die Kinder auf die Notleidenden im Dorfe hin, um sie zur Hülfe anzuspornen. Er erkundigte sich selbst bei den Kindern über die Kranken in ihren Familien und über ihre Pflege, und wenn es bei Kranken und Armen am Notwendigen fehlte, so verschaffte er ihnen durch das Pfarrhaus oder das Schloss das, was sie bedurften. So lehrte er selbst mit der Tat. Das grosse Gewicht, welches Pestalozzi auf die Pflanzung eines wahrhaft religiösen Sinnes und Lebens legt, geht aus folgender Darstellung hervor: „Die Festigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht, mit welcher Glülphi täglich seine Schule mit Gebet anfangen und mit Gebet enden machte, hatten einen sehr grossen Einfluss auf den Ernst und den freien, entschlossenen Willen der Kinder zum Rechttun.“ Von der Bibel machte er im Unterricht einen grossen und vielseitigen Gebrauch. „Beim Lesenlernen sowie im Schreibenlernen und in den Übungen des Gedächtnisses waren es meist Bibelsprüche, die er dazu brauchte.“ Er fand die Bibel wie kein anderes Buch geeignet, „bei seinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, in welche die Verirrungen der schwachen, menschlichen Natur und die Gewalttätigkeit ihrer Selbstsucht unser Geschlecht in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht täglich bringen.“

Über den weitem Unterricht kann ich mich kurz fassen. Glülphi lehrte die Kinder ihre Sinne richtig brauchen und über das Angesehene oder Erlebte mit Verstand sprechen; er lehrte sie mit Sinn lesen und das Gelesene verstehen; er lehrte sie in elementarer Stufenfolge schreiben und zeichnen, sowie nach der Anschauung messen und rechnen, nicht etwa zur Routinefertigkeit, sondern zur allgemeinen Entfaltung des Geistes und zu denkender

Sicherheit in der Anwendung. Das Auswendiglernen des Einmaleins, die Formeln der Regeldetrie und dergleichen verwarf er. Eifrig pflegte er auch den Gesang von passenden Liedern. Glülphi war ein Feind aller oberflächlichen Vielwisserei und alles blossen Scheinwissens. Was die Kinder lernten, sollten sie gründlich erfassen. Nach diesem Grundsatz gestaltete sich auch seine Methode. Alles schloss sich an das den Kindern Naheliegende und Bekannte an, gründete sich auf vielseitige Anschauung und wurde durch lückenlos fortschreitende Übungen bis zum vollendeten Können fortgeführt, so dass die Kinder im Stande sein sollten, das Gelernte auch andere zu lehren, bekanntlich ein Lieblingsgedanke Pestalozzis, welchen er auch in seinem Buche „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ und in andern Schriften zu verwirklichen suchte. So hoffte Glülphi, dass die Mütter dereinst alle Anfangsgründe des Redens, Lesens, Schreibens, Rechnens, Messens und Zeichnens sich so zu eigen gemacht hätten, dass sie ihre Kinder von der Wiege auf zu allem diesem stufenweise selbst anführen könnten, und dies alles in einer Weise, dass es zur höchsten Veredlung der Menschennatur führe.

6. Wie handhabte Glülphi die Zucht? Unter dem alten Schulmeister war diese eine rohe und barbarische gewesen. Glülphi aber suchte jedes Kind mit seiner Liebe zu gewinnen. Musste er tadeln, so sprach er nur etwa: „Das ist nicht recht.“ Bei seinen Strafen brauchte er niemals das „Narrenholz“, das der alte Schulmeister immer in den Händen hatte. Glülphis Strafen bestanden meist in Übungen, die dem Fehler, den er bestrafen wollte, abhelfen sollten. „Wer z. B. träge war, musste ihm zu der Schützenmauer, die er den grössern Buben machte, Steine tragen oder Ofenholz spalten etc. Er war mitten im Strafen gut mit den Kindern. Ungehorsam, der nicht Vergesslichkeit war, strafte er damit, dass er drei, vier bis fünf Tage mit einem solchen Kinde nicht mehr öffentlich redete, sondern nur unter vier Augen und ihm nur am Ende der Schule winkte, bei ihm zu bleiben. Auch freche Worte und alle Unanständigkeiten strafte er auf diese Art“ u. s. w. Auf solche Weise wurde bald ein besserer Geist in die Schule gepflanzt; die meisten Kinder hingen dem neuen Schulmeister innig an und befolgten seine Ermahnungen willig. Er war aber auch ein Vater für sie, lebte und sorgte Tag und Nacht für sie. Er war, wie es in einer Stelle heisst, „mit Leib und Seele der Schulmeister, indem er als Vater und Lehrer in der Mitte seiner Kinder stand..... Er dachte in der Schule nur an seine Kinder. Ihr Dasein verschlang ihn in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn ausser seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre.“ Glülphi sah nicht mehr den Haufen seiner Kinder, wie im

Anfang, sondern er wendete sich jedem einzelnen Kinde zu. Der Erfolg seiner Tätigkeit zeigte sich auch an dem Verhalten der Kinder ausserhalb der Schule. Sie wurden gesitteter, freundlicher, heiterer, besser.

7. Um einen bleibenden Erfolg zu sichern und den Segen einer guten Erziehung im ganzen Lande zu verbreiten, werden noch Hilfsanstalten der Schule verlangt. Erstlich wünscht Glülphi ein Kinderhaus für die noch nicht schulpflichtigen Kinder der armen Leute, die ihre Kinder wegen Tagelohnarbeit oder anderer Ursache nicht selbst recht besorgen konnten. In dieser „Hülfskinderstube“ sollten die ältern Schulmädchen der Reihe nach die Pflege und Leitung der Kleinen übernehmen, um sich dadurch selbst weiter zu bilden.

Besonders aber wünschte Glülphi, man möchte jungen Leuten mit grossen Talenten zu einer ihren Anlagen angemessenen Ausbildung, Lebenstätigkeit und Lebenstüchtigkeit verhelfen und die vorzüglich begabten zu Erziehern und Erzieherinnen ausbilden. Denn alle Grundsätze wahrer Menschenbildung stehen gleichsam in der Luft, „so lange nicht Anstalten da sind, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniss und Übungskraft des ganzen Umfangs der echten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet werden.“ Auf die Gründung guter Lehrerbildungsanstalten legt er also das grösste Gewicht.

Was soll nun das Ziel aller dieser Bildungsbestrebungen sein? Eine allgemeine Bildung des ganzen Volkes, welche ihren Segen auf allen Lebensgebieten zeigt: im häuslichen Leben, in der Berufstätigkeit, im Wohlstand, in der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten, aber alles dies in Unterordnung unter den Glauben und die Liebe, unter die wahre Frömmigkeit und Sittlichkeit.

8. Nachdem ich die Gedanken Pestalozzis ohne viele Reflexionen dargelegt habe, seien mir noch einige Schlussbemerkungen erlaubt.

Erstens möchte ich auf das lebendige Christentum Pestalozzis hinweisen, welches uns so hell und klar aus dieser Schrift entgegentritt. Bei Anlass der Pestalozzifeier wurden wieder einzelne Stimmen laut, Pestalozzis Pädagogik ruhe nicht auf dem „positiven“ Christentum. Was ist den eigentlich „positiv“? Das ist auch eines jener schillernden Schlagwörter, denen man je nach Belieben einen verschiedenen Sinn geben kann. Bei den Orthodoxen, seien es Katholiken oder Protestanten, soll es die Meinung erwecken, als sei damit die strenge Rechtgläubigkeit gemeint. Aber der wissenschaftlich gebildeten Welt gegenüber möchte man doch nicht den Anschein haben, als wolle

man heute die Pädagogik auf die alte Kirchenlehre gründen. Darum spricht man nur vom „positiven“ Christentum. Wenn zur weitem Erklärung dann noch etwa gesagt wird, Pestalozzi sei wohl mit dem Herzen, aber nicht mit dem Verstand ein Christ gewesen, so antworte ich: wäre nur das Christentum bei jedermann vor allem Herzenssache und nicht vorzugsweise Verstandessache!

Zweitens erhebt sich beim Lesen von „Lienhard und Gertrud“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ die Frage, ob der Elementarunterricht in die Hände der Mutter gelegt werden könne, wie sich's Pestalozzi dachte. Die bisherige Entwicklung auch seit Pestalozzis Wirken spricht nicht dafür. Die Mütter können im Unterricht wohl etwa das leisten, was Comenius seiner „Mutterschule“ für die Zeit bis zum 6. Altersjahr zuweist, also den Kleinen allgemeine Anregungen in Form der Unterhaltung geben; aber der weitere Unterricht lässt sich nicht mit der sonstigen Tätigkeit der Hausmutter verbinden. Selbst diejenigen Mütter, welche ein Lehrerinnenpatent besitzen, bringen dies nicht zu stande. Den Müttern bleibt ja gleichwohl eine hohe Aufgabe in der Erziehung, nämlich nicht etwa nur für das leibliche Wohl der Kinder zu sorgen, sondern namentlich auch Gemüt und Charakter derselben zu bilden und ihnen wahre Frömmigkeit und Tugend für ihr ganzes Leben einzupflanzen.

Drittens haben wir uns Rechenschaft zu geben, ob sich die Idee Pestalozzis, mit dem Schulunterricht die Handarbeit zu verbinden, verwirklichen lasse. Pestalozzi hat uns über die Ausführung dieses Gedankens keine Anleitung gegeben. Auch in der Praxis hat er diese Idee der „Industrieschule“, wie sie etwa genannt wird, nicht durchgeführt. In der Anstalt auf dem Neuhof machte er wohl Versuche dazu; aber sie führten zu keinem guten Erfolg, und in Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten liess er solche Handarbeit aus dem Unterricht weg. Auch die unmittelbaren Schüler und die vielen seitherigen Anhänger Pestalozzis haben sich hierin Glülphi und seine Schule in Bonnal nicht zum Vorbild genommen. Wenn man etwa auf den Handfertigkeitunterricht hinweisen möchte, so antworte ich, dieser Unterricht, wie er heute betrieben wird, ist durchaus nicht das Nämliche, was Glülphi in der Schule zu Bonnal trieb. Auch wo man ihn obligatorisch gemacht hat, ist er ein Fach für sich und wird neben dem übrigen Unterricht betrieben. Immerhin lässt sich eine Verbindung der Handarbeit mit mehreren andern Fächern gar wohl denken, wie z. B. mit Zeichnen, Raumlehre und Rechnen, Naturkunde und Geographie, und diese Verbindung ist eine Aufgabe, deren Lösung jetzt mit Recht gesucht wird.